

IM SPIEGEL DER ZEIT

Bilder von Urworten. Orphisch und biblisch.

Die Herausforderung des Menschen durch Leben und Tod, und wie sie gesehen und angenommen wurde in der Antike und im Christentum:

Einige unwissenschaftliche Gedanken dazu, ausgelöst durch zwei Marmorreliefs des 4. vor- und des 12. nachchristlichen Jahrhunderts.

EROS und THANATOS, Liebe und Tod

Tatsächlich war eine solche Herausforderung für einen sensiblen Menschen nicht leicht zu bewältigen. Dem hochbegabten und berühmten Künstler wurde die geliebte Frau und Muse durch ihren viel zu frühen Tod geraubt, und nun konnte er nicht mehr weiter leben, geschweige denn dichten. So wurde er in den Aufstand getrieben gegen die Götter, die ihren Tod verhängten, in den aussichtslosesten und meistgeprobenen Aufruhr, seit es Sterbliche gibt auf Erden. Doch das eigentlich nicht zu Hoffende geschah: Er fand Einlaß in die Totenwelt, um seine Klage vorzubringen, und seine Klage-Kunst rührte selbst die Götter, die Unwandelbaren. Mitnehmen durfte er sie, die Verlangte – d. h. mit Begleitschutz bis zur Oberwelt – und nur, wenn er sie nicht zu früh anschauen würde (wie die allzu einfache Bedingung lautete). War es nun ein Sieg oder die endgültige Niederlage der Liebe, daß er es nicht erwarten konnte und sich nach ihr umdrehte? Dabei die einmalige Gnade verloren gehen ließ, lange Freude der ganz kurzen opferte? Welch ein erschreckender, reuevoller, verzweifelter Moment, welch ein zweiter Abschied, als die Aufsteigenden sich der Übertretung bewußt wurden und die Trennungsstrafe erwarteten!

Wie ein antiker Bildhauer diesen entscheidenden Augen-Blick der Tragödie festgehalten hat, ist im Nationalmuseum von Neapel auf einem griechischen Marmorrelief zu sehen. Nur das Paar, Orpheus und Euridike mit Namen, ist dargestellt, und der verordnete Wegbegleiter, Hermes, ein Gott, der für die prekären Übergänge zwischen Leben und Tod, Recht und Unrecht, Verständigung und Täuschung ohnehin zuständig ist. Eine Landschaft, in der sich alles abspielt, gibt es nicht auf dem Marmor. Wie zutreffend, ist sie doch das Niemandsland! Nur der Weg ist angedeutet, auf dem die drei nebeneinander stehen oder anhalten oder besser noch nicht auseinandergehen. Euridike ist zwischen



ihren Begleitern placiert, wie es ihrer Situation zwischen Tod und Leben genau entspricht. Zugewandt ist sie jedoch dem, der zeigen wollte, wie unverzichtbar sie für ihn war, Orpheus. Ihre Linke faßt seine Schulter. Er erwidert, indem er ihre Hand ergreift, und auch mit derselben Kopfhaltung, mit der sie sich ihm zuwendet. Hermes steht ungebundener, schon kurz vor dem Umkehren, und ergreift dabei Euridikes Rechte. Doch dies ein Fortzischen zu nennen, hieße ebenso übertreiben wie Orpheus' Berührung ein Festhalten. Nein, beide Liebenden sind so ge-faßt, daß der Nicht-Liebende gar keine Gewalt anwenden muß, um sie zu trennen, was ihm sicher lieb ist. Orpheus hat das unverzichtbare Werkzeug, die Leier, dabei, aber sonst sind die Personen so zurückhaltend mit Eigentümlichkeiten gekennzeichnet bei all der schreienden Verschiedenheit ihrer Lage, daß einer es für notwendig hielt, sie mit ihren Namen auszuzeichnen.

Eine solche Ruhe liegt über dem Geschehen, daß es eine Erklärung braucht, wie das möglich ist. So gar nichts ist zu spüren von Raserei der Verzweiflung, Schmerz-Paroxysmen, ekstatischer Klage, von hoffnungsloser Reue, Aufbegehren gegen das Kommende, Verfluchung der Götter oder Hader mit dem unverzeihlichen Zwischenfall. Wieso reißen die Liebenden sich nicht gegenseitig an sich, versuchen den letzten Kuß, den Götterboten oder -henker nebenbei abwehrend? Ist es, weil das Unmögliche, die Auferstehung, eigentlich nie wirklich geschehen konnte, auch wenn es äußerlich zunächst so schien? Denn Euridike

„... dachte nicht des Mannes, der voranging,
und nicht des Weges, der ins Leben aufstieg.
Sie war in sich. Und ihr Gestorbensein
erfüllte sie wie Fülle.“
(R. M. Rilke, *Orpheus. Eurydike. Hermes*)

Weil sie nie ins Leben unter der Sonne zurückwollte, war ihr Schritt dahin auch

„beschränkt von langen Leichenbändern
unsicher, sanft und ohne Ungeduld.“ (ebd.)

und zwar beim Aufstieg nicht anders als beim Abstieg – voll stoischer Apathie angesichts einer aufgeregen, doch sinnlosen Störung der Ordnung von Leben und Tod, die nicht von ihr ausging. Selbst die Liebe hat also den Tod nicht überzeugt, obwohl es nach dem überraschenden Teilerfolg beim gegen ihn gerichteten Aufstand noch so anders aussah. Ist er jetzt der umso endgültigere Sieger?

Doch ist einzuwenden: Die hier dargestellte Frau wirkt nicht toter als der, der ihr bald nachsterben muß, noch als der Unsterbliche, der den Tod nicht kennt. Nein, nicht der Unabänderlichkeit des Todes gilt dieses Relief, sondern dem Leben angesichts des Todes. Gibt es ein menschenwürdiges Leben, obwohl alles einmal vom ihm eingeholt wird? Und wie sähe es aus? Orpheus ist einer, der an dieser Frage zunächst scheitert. Er kann das erlebte Gesetz des Todes nicht annehmen, nicht auf sich beruhen lassen. Aber selbst wenn die Götter seinem eigentlich unsinnigen Wunsch Erfüllung gewährten, scheiterte der Mensch, so zeigt Orpheus stellvertretend für alle Sterblichen, dann doch, beim nächsten Anlauf, und zwar wieder an seiner Unbeherrschtheit. Erst beim zweiten Abschied ist Orpheus schließlich gereift. Nicht der Tod erscheint mehr als das Problem, sondern die Unbeherrschtheit im Umgang mit ihm.

Die Beherrschtheit, die Orpheus sich hart errungen hat und die das Bild ja bei allen Gestalten so edel und formvollendet zeigt, ist nicht vom Tod bewirkt, sondern vom richtigen Leben angesichts der Todesdrohung. Sie ist das Ergebnis von äußerster menschlicher Anstrengung, eine Lebensgestalt zu finden und zu bewahren, auch wenn das hereinbricht, was zu allen Zeiten als übermenschlich empfunden wurde: Liebe und Tod. Und indem der Bildhauer das Verhalten dreier Einzelner in genau dem Moment des Lebens darstellt, der beide Grenzerfahrungen in eins zusammenfaßt, sagt er etwas Allgemeines über das Leben von allen Menschen. Unabänderlich findet es statt auf dem dünnen Erdboden über dem Hades, und immer wieder wird der Mensch durch Eros zur Selbstbewahrung im Selbstverlust genötigt. Unaufhörlich muß er sich bemühen, sich die wahre Menschlichkeit trotz aller Gefährdung zu erobern und zu verteidigen. Er soll durch Arbeit an sich, durch Bildung also, zum zivilisierten und kultivierten Mitmenschen werden, der der Bestialität, Gier und stumpfen Trauer der Barbaren die geläuterten und auch den Mitmenschen zumutbaren Gefühlsbewegungen eines Mitglieds der urbanen Welt entgegenzusetzen hat. Eine solche Lebensführung des Menschen bewährt sich aber vor allem gegenüber der Liebe und dem Tod. Nur die harte Arbeit, sich aus sich selbst herauszuschälen, kann ihm für die beschränkte Zeit seines Lebens Erlösung von der Getriebenheit durch sein schließlich unentrinnbares Schicksal bringen. Trotzdem oder sogar gerade deswegen: „Der Mensch soll um der Liebe willen dem Tod keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken“ (Thomas Mann, *Der Zauberberg*).

EPIPHANIA und THEORIA, Erscheinung und Schau

Der Aufmerksamkeit der Gelehrten konnte eine derart sensationelle Firmament-Veränderung nicht entgehen, zum einen, weil im Allgemeinen in diesen Sphären eine der menschlichen Unruhe entrückte Langsamkeit anzutreffen ist, die jedes jähre und unvorhersehbare Ereignis umso irritierender ins Auge springen läßt. Zum anderen standen die Gelehrten in regem Austausch miteinander, so daß sie schon voneinander auf die Vorgänge aufmerksam gemacht worden wären, falls es das noch gebraucht hätte (in Wirklichkeit fühlten sich alle durch die kollegiale Nachricht nur bestätigt in dem, was sie selber schon längst den anderen mitgeteilt hatten). Sie waren Weise noch des alten Schlages, deren Gelehrsamkeit nicht auf enge Fachgebiete zu begrenzen war, sondern alle Vorgänge des Geistes, der Natur wie der Übernatur zum Gegenstand hatte. So war auch ihr Sternenwissen nicht beschränkt auf das bloß Sichtbare (das freilich der Ugebildete nicht einmal wahrnahm), sondern sie wußten, wenn auch nie zweifelsfrei und ohne Disputationen untereinander, anzugeben, welche Bewandtnis und Bedeutung es mit dem am Himmel Geschauten habe, und zwar im Himmel wie auf Erden.

Aufmerksam waren sie aber auch in allgemeinemenschlicher Hinsicht, und ihre weit hin anerkannte wissenschaftliche Reputation wurde ergänzt durch äußerste Teilnahme, Wachheit und Bereitschaft auch in den Dingen zwischen Gott und den Menschen. Übereinstimmend stellten so alle fest, daß dem diesmal beobachteten Ereignis eine über das Astronomische weit, weit hinausweisende religiöse Bedeutung zukomme, ja daß gar mit der seit Äonen erhofften Epiphania eines Gottes im menschlichen Pilger-

kleid endlich zu rechnen sei. Doch wahrhaft erstaunlich war, daß die der Strapazen ungewohnten und hochvornehmen Herren (einige hielten sie gar für Könige) es nicht mit diesen Erkenntnissen sein Bewenden haben lassen wollten, sondern jeder den Dingen in persona auf den Grund zu gehen für seine selbstverständliche Pflicht hielt, zumal, wenn sich die Erkenntnisse bestätigen sollten. Für den Fall wollte keiner von ihnen anstehen, dem angekommenen Gottmenschen Huldigung, Geschenke und Gefolgschaft anzubieten.

Das Problem, wo er anzutreffen sein würde, ließ sich nicht leugnen, wurde aber auf das Schönste gelöst, als sie sich wirklich aufmachten, denn das Himmelsphänomen selbst übernahm die Wegweisung, wie zur Bestätigung der Gottgefälligkeit ihres Vorhabens. Unterwegs ereilten sie allerdings trotzdem nicht selten Verzagtheit, schlechte Sicht auf den Himmel, Weglosigkeit, räuberisches Gesindel und alle möglichen Widrigkeiten. Oft waren sie froh, nach all der Unbill einer Tagesreise am Weg in Schlaf fallen zu dürfen.



Eben dabei überrascht sie der Bildhauer eines Kapitells der romanischen Kathedrale von Autun. Auf engstem Raum gibt er alles Entscheidende der Szene wieder. Sie spielt wiederum eigentlich nirgendwo, nur eben am Lebensweg der Pilger. Drei sind es nach der Meinung des Künstlers, und sie haben freundlicherweise, um leichter erkennbar zu sein, auch im Schlaf ihre Kronen oder Zeremonialhüte nicht abgenommen. Sie ruhen auf einem reizenden Feldbett (offensichtlich von der Dienerschaft mitgeführt), aber bequem kann es ihnen trotz des Kopfkissens nicht gewesen sein. So eng müssen sie liegen, daß man schon nicht mehr sagen kann, ob sie nebeneinander ruhen oder übereinander gestapelt sind. Zugedeckt oder besser eingeschlagen sind sie mit einer

Decke, die erlesenen Geschmack verrät: Sie ist extravaganterweise rund, von kostbarem Faltenwurf und mit Perlen- und Edelsteinstickerei eingefaßt.

Doch ist diese betreffende Nacht selbst für die mit dem Wunderbaren mittlerweile vertrauten Reisenden eine besondere zu nennen, denn ein himmlischer Bote, ein Engel, kenntlich gemacht durch die Gloriole, tritt zu ihnen, ohne sie jedoch zu verdecken. Offensichtlich hat seine Anwesenheit einen wichtigen Grund. Er muß den sonst so aufmerksamen Schläfern einen Fingerzeig geben. So beugt er sich ehrfurchtvoll vor den heiligen Männern nieder und berührt mit seinem ausgestreckten rechten Zeigefinger auf das rücksichtsvollste die günstigerweise auf der Decke liegende Rechte des obersten Königs. So rücksichtsvoll, daß er nicht aufschreckt, so nachdrücklich, daß er die Augen öffnet. Die Linke des gewaltig geflügelten und weitgereisten Abgesandten zeigt, und das ist seine eigentliche Botschaft, auf den für die kommende Tagesreise richtungweisenden Stern, der über den Königen deutlich, wenn auch nicht im Zenit, am Himmel steht, den sie aber zur Zeit leider nicht sehen.

Welch eine Auffassung vom Menschen spricht aus diesem Kunstwerk? Was ist dessen Aufgabe und Schicksal in der Welt? Wenn die dargestellte Szene wiederum nicht irgendeine zufällige, sondern eine für den ganzen menschlichen Lebensweg symbolische ist, wenn die Könige Vertreter der ganzen Menschheit sind – und dafür spricht die aufs äußerste abstrahierte Anlage des Bildes – dann ist der Mensch zunächst offenes Auge und offenes Ohr, ja fühlende Hand. Dann ist er zuerst der Vernehmende, der von außen angesprochen wird, von der Natur, vom Mitmenschen, vom Göttlichen. Nicht der von sich aus eigenmächtig Handelnde, sondern der Horchende und dann Gehorchende. Sein Tun folgt erst dem Wahrnehmen, so wie die Pilgerfahrt der Weisen der Himmelsbeobachtung, ihr Zug dem Stern, ihre Ankunft dem Fingerzeig des Engels. Ihr Handeln ist zwar notwendig, um ihr Ziel zu erreichen, doch es ist nur Ausführung der empfangenen Weisung. Es geschieht nicht aus innerer Notwendigkeit, weder aus tiefer Einsicht in die Zusammenhänge des Daseins noch aus menschlicher Größe, sondern aus Gefolgschaft und Gehorsam. Und da die Reisenden außer den Angehörigen des Angekommenen und zusammen mit den Hirten – die die Neugierkeit mindestens ebenso unerwartet trifft – die einzigen sind, die das weltbewegende Ereignis gebührend würdigen, ist ihre Haltung des Vernehmenden und entsprechenden Handelns damit wohl als die dem Menschen letztlich einzig gemäße gekennzeichnet – wenn er denn nicht den Zenit der Zeiten einfach verschlafen will.

Außerdem sind die Drei Sterndeuter. Sie schauen auf zu den Sternen, auch wenn sie Gefahr laufen, in die nächsten Brunnen zu fallen, wie es bekanntlich schon Thales erging. Nicht durch das Studium der Zeitungen, durch die neuesten Nachrichten von den Palastintrigen jenes Landes haben sie ihr Geheimwissen vom neuen Herrscher, sondern durch den Blick nach oben, der sich nicht bannen läßt auf das Nur-Irdische. Die Einsicht in die herrschenden Produktionsverhältnisse, die geschichtliche Situationsanalyse, die Untersuchung der soziologischen und kulturellen Gegebenheiten ihrer Zeit konnten ihnen nicht das entscheidende Wissen vermitteln, das sie allen anderen voraushatten. Ihre Weisheit war es, am Himmel nach Aufschluß zu suchen und dem dort Geschauten Glauben zu schenken und zu folgen.

Die Möglichkeit ihrer menschlichen Mitwirkung am entscheidenden Geschehen in der Geschichte wird hier sehr vorsichtig eingeschätzt. In der vielleicht wichtigsten

Stunde ihrer Reise schlafen die Gottes-Gelehrten, und ihre eigene Leistung kann man fast nur nennen, daß sie sich wecken lassen. Bei all ihrer Bereitschaft und ihrer wissenschaftlichen Sorgfalt hatten sie es nicht vermocht, den Stern-Kurs zu halten, und bedurften aufs Neue des ausdrücklichen überirdischen Hinweises, um nicht endgültig in die Irre zu gehen. Die Rolle, die ihnen schließlich zugedacht ist, beinhaltet auch nicht mehr und nicht weniger als das: Nach erfolgter Ankunft den verhüllten Glanz des Menschleins schauen, nur schauen (darin waren sie ja geübt), und dann bejahren, anbeten, danken, ihre Gaben herschenken. Sie sollten nichts ermöglichen, keine Gefahren abwenden, nichts tun, sondern an- und aufnehmen, das Kind aufnehmen und seine Ankunft in ihre Sinne und Gedanken aufnehmen, und das dankend begehen, wie Vorausahnung christlichen Gottesdienstes. Als Schauende nahmen sie die Ankündigung der Erscheinung am Himmel wahr, dann reisten sie, um Augenzeugen des Ereignisses zu werden, dann schauten sie die Erscheinung selbst und dann verehrten sie.

PAIDEIA und SOTHERIA, Bildung und Erlösung

Wie das antike Relief zeigt, ist der Mensch angesichts der großen Rätsel und Herausforderungen des Daseins, als die hier Liebe und Tod angeführt werden, auf sich allein gestellt. Selbst die Götter können oder wollen Orpheus die so sehr Verlangte nicht anders aus dem Totenreich herausgeben als verknüpft mit einer sich letztlich als unerfüllbar herausstellenden Bedingung. So bleibt dem Menschen, der guten Willens und edler Gesinnung und hoher Begabung ist (von den anderen ist nicht die Rede), nichts anderes, als sich den ihn eigentlich überfordernden Sachverhalten des Lebens zu stellen. Damit dies nicht in Stumpfheit, Verzweiflung oder Ausschweifung ausartet, muß er versuchen, sich wahre Zivilisation und feine Kultiviertheit zu erwerben. Dies geschieht nach Auskunft der Antike durch Bildung, durch Selbsterkenntnis und Selbstformung im Umgang mit der Philosophie und den Künsten, durch große Lebensaufgaben oder außergewöhnliche Schicksale. Daß der antike Mensch sein Vertrauen letztlich nicht auf die Götter setzt, entspringt nicht seiner Hybris, sondern ist Konsequenz seiner Weltsicht. Am Tod können auch die Götter nur ausnahmsweise etwas ändern, den Liebeswirren unterliegen sie selbst. Sie nehmen am Ergehen der Menschen nur teil, wenn ihre eigenen Interessen auf dem Spiel stehen. Sie sind zu sehr Teil der Welt, um sie erlösen zu können – wenn sie denn überhaupt den Drang dazu verspürten. In einer solchen Welt mit solchen Göttern ist der Mensch allein und darum sein eigener, wenn auch tragischer Held. Zum Schluß wartet auf ihn lediglich der Hades.

In christlich-mittelalterlicher Sicht ist der Mensch nichts weniger als ein Held. Dazu erscheint er viel zu schwach und gebrechlich; kein Gott, kein Halbgott, sondern ein Geschöpf. Darum kann er seine Errettung auch nicht von sich oder seinesgleichen erhoffen, nicht durch Arbeit an sich selbst hervorbringen. Er ist angewiesen auf Erlösung von außen, durch Gott. Auch er strebt nach Bildung und Kultur, aber nicht, um das zu leisten, was von ihm nicht zu leisten ist, sondern um sich auszurüsten für die Erfüllung der empfangenen Aufgabe: immer aufmerksamer zu werden, um schauen zu können, und immer williger und fähiger, der erhaltenen Weisung zu folgen. Deshalb ist die an-

tike Sicht des Menschen durch das Evangelium auch nicht einfach überholt. Es ist nur erstaunlich, wie neu und tief das ist, was das Christentum über sie hinaus zu verkünden hat. So sieht es den Menschen nicht in dem antiken Sinne als Helden, daß er, nach eigenem Gesetz und ohne fremde Hilfe handelnd, nur sich selbst den Sieg im Lebenskampf verdankte. Seine Würde und sein Heldentum ist es vielmehr, Apostel zu sein, Gesandter eines anderen, auf den es allein ankommt. Als solcher wandelt er auf dieser Erde „sicher, sanft und voller Ungeduld“. Der Gott, von dem er Rettung erhofft, ist allerdings auch einer, von dem etwas zu erwarten ist: der erscheint, wegweist, Helfer schickt, ja der sich selbst nicht vorenthält, sondern zu einem wird, der selber Rettung nötig hat, der in all dem noch seine himmlische Herrlichkeit aufstrahlen lassen kann. Er ist, anders als die Götter, so weit über der Welt, daß er mitten in ihr sein darf. Sein Handeln ist ganz und gar ungeschuldet, unerwartet und erstaunlich, aber trotzdem verlässlich, angemessen und Sicherheit stiftend. Wenn er Menschen findet (und nicht nur außergewöhnliche, die alles selbst bewirken könnten...), Menschen, die ihn annehmen und in der Freude darüber leben, schenkt er ihnen mehr, als die Welt bis dahin zu hoffen gewagt hat. Und die Welt wird durch ihn verwandelt: Immer noch steht der Mensch zwar dem Über- oder auch Unmenschlichen gegenüber; aber entscheidend ist nicht mehr der geheime Untergrund seines Lebensweges, der Hades, sondern die Perspektive, die sich über ihm am Himmel auftut, und die ihm den funkeln den Stern zeigt.

„Noch manche Nacht wird fallen
Auf Menschenleid und -schuld.
Doch wandert nun mit allen
Der Stern der Gotteshuld.
Beglänzt von seinem Lichte,
Hält euch kein Dunkel mehr;
Von Gottes Angesichte
Kam euch die Rettung her.“ (GL 111,4)

wie Jochen Klepper dichtete – einer, der wußte, wovon er schrieb.

Clemens Dreike, Leichlingen